



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 11.

Wiesbaden, den 12. Dezember 1915.

4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Margit,“ Erzählung von E. Kolliner. — „Berlin=Genf,“ ein Erlebnis von Fritz Müller. — „Bücher der Kultur und Kunst,“ von Dr. Hans Reiche. — „Lepten Wille,“ von H. S. Ehler. — „Halb um die Welt zur Kriegszeit,“ von Emil Engelhardt (3. Fortsetzung). — „Silberregen fürs Haus,“ — „Eulige Ede.“

Zum Geleit.

Die Treue ward bei den alten Germanen durch keinen Schwur befestigt; denn der Schwur ist erfunden worden, wo Meineide sind: „Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!“ das war die Formel der Männer; die Hand war das Siegel, und die Ehre des freien Angeichts die Bürgschaft und Befestigung. E. M. Arndt.

Margit.

Erzählung von Elise Kolliner.

Als Margit mit dem Dienstmädchen nach Hause ging, dachte sie, jeder müsse es ihr anmerken, wie glücklich sie war. Sie, die nie den Mut fand, mit einer ihrer kleinen lebhaften Schulfameradinnen zu sprechen und deshalb auch von ihnen immer links liegen gelassen wurde, die nur deshalb in die Kindergesellschaft gegangen war, weil Mama darauf bestand, hatte nun eine Freundin. Ihre Füße tanzten wie von selbst über den schlüpfrigen, schneebedeckten Boden, und sie hätte am liebsten jeder Schneeflocke, die sich dick und schwerfällig aus dem Tanz ihrer Schwestern loslöste, um schwankend zur Erde zu sinken, ihre glühenden Wangen herzlich entgegengestreckt, damit sie da zerginge. Ach, wie angenehm das kühle Naß sich anfühlte, wenn man so heiß und so glücklich war. Zwinkernd sah sie in die Höhe, wo aus gleichförmig weißlich grauer Decke immer neue Flocken lautlos im dichtesten Gewimmel herabtaumelten. Sie war tief erregt, ganz aus dem Gleichgewicht gebracht und konnte gar nicht erwarten, nach Hause zu kommen. Vor lauter Ungeduld begann sie die Laternen bis ans Ende der Straße zu zählen. Erst warfen sie ganz große, gelbliche Lichtflecke in die weiße Dämmerung, aber je weiter ihnen Margits Augen folgten, desto kleiner wurde der helle Kreis, bis man nichts mehr als eine Linie leuchtender Punkte sehen konnte.

Mama würde so froh sein. Mama, die sich immer ärgerte, weil sie stets so still und allein war und nie ins Wohnzimmer kommen wollte, wenn Besuch da war. Aber Margit liebte Mamas Besuche nicht, abgesehen davon, daß es eine tödliche Angst vor fremden Menschen hatte. Mit den Kindern der Hausleute spielen, war nicht schwer. Doch das erlaubte Mama wieder nicht. Es war nicht fein, wie sie sagte. Dagegen fühlte sich Margit ganz gelähmt, wenn irgend eine „feine“ Dame ein paar gönnerhaft aufmunternde Worte an das „merkwürdige Kind“ richtete und dabei im engen Zimmer herumguckte und ihr mit der feinfühlernden

Hand oberflächlich über die Haare strich. Dann hatte sie auch gefunden, daß die Eltern immer viel mehr Streit miteinander hatten, wenn Mama viele solche Besuche gehabt hatte. Und das Streiten zwischen Papa und Mama tat so weh. O, wenn sie nur wüßten, wie weh es tat. Aber da sie nicht sprach, so konnten sie es wohl nicht wissen, und sie selbst schienen nur böse zu sein, keinen Schmerz dabei zu fühlen, wenn sie einander etwas antaten. Mamas schönes Gesicht wurde dann ganz häßlich und Papa sah zum Fürchten aus, wenn er mit der Faust aufschlug. Dann schlich sich Margit mit schwer klopfendem Herzen hinaus, nahm ihre geliebte Puppe auf den Schoß und drückte sie so zärtlich an sich, wie sie sich dunkel sehnte, von ihren Eltern ans Herz gedrückt zu werden. Und wenn die lahme Julia da war, die zweimal in der Woche kam, um zu nähen und zu flicken, dann ging sie zu der. Sie saß dann mit der Puppe im Arm am Fenstertritt, während die lahme Julie flink die Nadel durch die Leinwand zog, dabei über ihre große Hornbrille hinweg auf die Arbeit sah und mit ihrem zahnlosen Mund Margit die schönsten Geschichten erzählte. Die lahme Julie war sehr fromm und alle ihre Geschichten stammten aus der Bibel. Margits Herz schwoll immer vor Mitleid mit den armen Martyrern. Am schönsten aber war die Geschichte von unserm Herrn Jesu Christ, der sich ans Kreuz schlagen ließ, um die Menschen zu erlösen. Julie erzählte seinen Leidensweg mit allen fürchterlichen Einzelheiten und Margit sah dann wohl ihre eignen kleinen Hände an und wunderte sich, ob das wohl sehr weh tun mochte, wenn man da einen Nagel hindurchtrieb. In Gedanken kehrte sie immer wieder zu diesen Dingen zurück, weil ihr die Demut, die lächelnd die leidvollen Gebote des Herrn auf sich nahm, ohne daß sie das Wie oder Warum begriff, eine eigene tief innerliche Glückseligkeit mitteilte. Ueber diesen Erzählungen mit der Puppe im Arm vergaß sie, daß in einem anderen Zimmer

Papa und Mama sich häßliche Worte sagten, Worte, deren Sinn sie nicht verstand, die aber so ins Herz schnitten.

Mama kümmerte sich nicht darum, was die lahme Julie Margit erzählte, aber wenn sie die beiden beisammen sah, rief sie Margit immer weg, weil es sich nicht schickte, sich mit Diensthöfen zu unterhalten. Das konnte Margit nicht verstehen, trotzdem sie es sonst immer innen fühlte, wenn sie Unrecht getan hatte. So folgte sie eben, ohne zu verstehen. Am liebsten hätte sie alles auf dieser Welt mit Liebe umfaßt, wenn sie nur nicht so oft geahnt hätte, daß die meisten Menschen ihre Liebe nicht wollen oder nicht brauchten. Dann zog sie sich ganz in sich selbst zurück und schämte sich. Papa und Mama aber, die brauchten sie, wenn sie es selbst auch nicht so merkten. Die wußten oft beide nicht, was man tun mußte, um gut zu einander zu sein. Und Margit, die für nichts ein so gutes Gedächtnis hatte, wie für das, was andere gern mochten oder nicht, trachtete in ihrer Weise immer, die Lücke auszufüllen. Wenn Mama fragte, was man morgen kochen solle, dann nannte Margit unweigerlich Papas Lieblingspeise und lehnte die guten Dinge ab, die sie selbst gern aß, aus denen Papa sich aber nichts machte. Sie wußte, daß Papa Unordnung nicht leiden konnte, und wenn sie aus der Schule kam und nicht alles bereit fand, weil Mama, die sich um Papas Wünsche gar nicht kümmerte, die Hauskaltungsarbeiten anders eingeteilt hatte, dann fing sie stillschweigend selber an, mit ihren kleinen, ungeschickten Händen alles zurecht zu stellen. Mama sagte dann wohl: „Es ist doch komisch, was für eine Passion für das Wirtschaften Margit hat.“ Aber Margit hatte nicht die geringste Passion für das Wirtschaften; sie sah nur, wie Mama sich gar nicht darum kümmerte, daß alles hübsch in Ordnung war, wenn Papa nach Hause kam, und daß Papa sich dann nicht beklaglich fühlte. So mußte sie das Nötigste wohl selber tun. Sie fühlte die Last des Unfriedens, die auf dem Hause lag, so schwer, daß sie alles tat, um sie zu mildern. Aus ihrem ahnungsvollen Gefühl heraus, daß sie nicht auch noch dazu beitragen dürfe, Mißstimmung zu erzeugen, versuchte sie oft sich unsichtbar zu machen, um nichts zu hören. Wie andere lustige, wilde Kinder, die mit fröhlichem Lärm das Haus füllen, war sie nie. Unmerklich, ohne daß einer in ihrer Umgebung sich Rechenschaft davon gab, hatte sich das Verhältnis verschoben und die Eltern waren Margits Sorgenkinder geworden.

Nun war sie endlich zu Hause. In aller Eile ließ sie sich vom Mädchen die schneefschweren Kleider abnehmen. Beim Eintreten hatte sie die Töne des Klaviers gehört und gedacht, daß Mama endlich wiederummal Klavier spiele und daß sie sehr gut aufgelegt sein müsse. Wie schön sich das traf. Aber als sie die Tür zum Wohnzimmer öffnete, sah Papa über seine Zeitung gebeugt da und hob nicht einmal den Kopf. Mama mußte sie doch herein kommen gehört haben. Aber auch sie rief sie nicht und antwortete nicht auf ihren Gruß. Keiner fragte sie, wie es ihr ergangen war, und es war doch ihre erste Gesellschaft gewesen. Keiner der beiden erbitterten Menschen kümmerte sich um sie, fühlte ihre Gegenwart oder ahnte, wie dieses Schweigen mit grausamer Härte alle Freude, allen Glanz aus dem kleinen Gesicht wegwischte. Sie hatte sich lautlos auf ihren Stuhl geschoben und versuchte schnell ein paar Bissen ihres Abendbrotes zu essen. Aber es würgte sie im Halse und sie sah dabei verstohlen zu Papa hinüber oder ins Wohnzimmer hinein. Es war dunkel, nur die Kerzen am Klavier erhellten einen kleinen Ausschnitt. Sie beschienen Mamas Gesicht und Margit sah, daß, trotzdem Mama die Augen starr auf die Noten geheftet hielt, doch die Tränen über ihre Wangen rollten. Sie spielte ein Stück, das Margit gut kannte. Aber sie spielte es ganz ausdruckslos, und wenn sie die Seite durchgespielt hatte, fing sie ohne umzublicken, immer wieder von oben an. Sie schien gar nicht zu wissen, was sie spielte. Es war entsetzlich anzuhören. Margit hatte solche Angst, Papa würde es nicht aushalten. Als sie fertig war, glitt sie rasch von ihrem Stuhl herab, küßte Papa und küßte Mamas kalte Wange. Papa brummte etwas Unverständliches und Mama nickte nur, ohne die Augen von den Noten zu wenden und spielte

weiter. Dann bereitete Margit still ihre Schulsachen für den nächsten Tag vor, ließ sich vom Mädchen waschen, die Haare büstern und flechten und zu Bett bringen. Das Licht wurde ausgelöscht und sie lag allein im Dunkeln, sie lag eine Weile ganz still, bis die Tränen, die ihr bis dahin dick in der Kehle gesteckt hatten, sich lösten und sie leise zu weinen begann. Wie glücklich war sie gewesen und nun konnte sie gar nicht begreifen, daß sie glücklich gewesen war. Nein, alles war ganz anders, wenn man wieder nach Hause kam. Papa und Mama waren von Neuem böse und sahen sich nicht an. Am Nachmittag in ihrer Fremde hatte sie ganz vergessen, daß es so etwas gab. Und jetzt, da sie es so deutlich vor sich sah, konnte sie sich nicht mehr freuen. Wenn sie nur jemand gehabt hätte, zu dem sie hätte gehen können, der lieb zu ihr war und ihr sagte, was sie nur tun könnte, um Papa und Mama begreiflich zu machen, wie schrecklich es war, wenn man sich nicht gemocht hatte. So schwer wie ein Stein lag ihr Herz in der Brust. Plötzlich hörte sie, wie irgend etwas krachend zur Erde fiel und Papas wutbebende Stimme schrie: „Zum Donnerwetter, wird denn das Geklimper nie aufhören?“ Margit fuhr zitternd in die Höhe und ihre Tränen hörten auf ein mal auf zu fließen. Sie fühlte sich ganz kalt werden und ihr Herz mit langsamen, dumpfen Schlägen bis an den Hals hinauf klopfen. So saß sie ganz still mit offenen, nassen Augen im Dunkeln und horchte. Papa und Mama schrien so laut aufeinander ein, daß man nichts unter scheiden konnte. Manchmal trat eine kurze Pause ein, aber wenn Margit dachte, nun wären sie müde für heute und würden schlafen gehen, dann brach nach einigen Minuten immer wieder einer von beiden mit erneuter Wut los. Sie waren jetzt im Schlafzimmer und Margit konnte alles hören, aber keiner von beiden dachte daran. Jede häßliche, haßerfüllte Ton, aller Hohn, alle grausame Scheltensprache, alles, was einander tief, tief zu verwunden, Wort für Wort auf beiden Seiten hämmerte auf sie ein. Sie verstand es nicht, aber sie fühlte es. Sie kroch unter die Decke, um nichts mehr zu hören. Aber es half nichts. Sie konnte nicht einschlafen. Sie warf sich hin und her, um mit kleinen Geräuschen den Lärm, der aus dem Nebenzimmer drang, zu übertönen. Auch das nützte nichts. Und nun saß sie wieder aufrecht in ihrem Bettchen, wacher als am Morgen und die hilflosen Gedanken kamen und gingen. Zähne schlugen leise aneinander, so froh sie in dem dünnen Nachthemden. Aber ihre Wangen glühten, und die Augen fieberhaft groß, sahen starr ins Dunkel hinein. Weshalb war es nun wieder so gekommen? Weshalb nur? Wie hatte sie sich nur freuen können, wenn Papa und Mama sich wehtaten? War es immer so? Mußte immer irgend etwas sehr weh tun, nachdem man sich gefreut hatte? Wie hatte sie sich doch gefreut, und die Eltern machten Kummer. Konnte man nicht auch das andere für sich haben, wenn man das eine gehabt hatte? Nachdem sie Freude gehabt hatte, sollte doch auch sie der Kummer entgegen treten. Aber vielleicht, wenn sie auf ihre Freude zurück dachte, hörten die Eltern auf, sich weh zu tun? Ach, was wollte sie tun. Sie wollte Gott bitten, ihre Freude wegzunehmen und dafür die Eltern gut zu machen. Doch wollte sie immer glücklich sein und nie etwas anderes verlangen.

Die Geschichten der lahmen Julie fielen ihr früher, wenn der liebe Gott böse gewesen war mit Menschen, dann hatten sie ihm ihr Liedchen dargebracht und dann war der liebe Gott wieder gut geworden und hatte ihnen alles gegeben, worum sie gebeten hatten. Jetzt wußte man nie mehr gewiß, ob man bekommen würde, was man sich wünschte. Vielleicht, wenn sie es so sehr suchte, konnte sie den Eltern helfen. Sie hatte sich zu sehr über ihre wunderbare neue Freundin gefreut, deshalb das Schreckliche wieder gekommen. Aber wenn sie mehr mit Annie sprechen oder spielen würde, so gern ihre Freundin auch hatte, dann würde der liebe Gott Eltern sicher wieder gut machen. Annie würde denken, Margit sei ein böses, falsches Ding, aber je mehr das tun würde, um so glücklicher mußten ja die Eltern werden.

Sie faltete die Hände und sagte leise vor sich hin: „Lieber Gott, ich will auch immer tun, was du willst, und nie mehr mit Annie spielen. Ich brauche es wirklich nicht. Mache nur Papa und Mama wieder gut. Lieber Gott, höre zu und sei gut zu mir.“ Sie sagte es mehrere Male hintereinander und legte sich dann getröstet und voll Hoffnung hin und wartete, daß es ruhiger im Schlafzimmer werden würde. Aber solange sie auch wartete, der Kampf ließ nicht nach, und immer schwächer wurde ihre beruhigende Gewißheit. Papa schrie und Mama schluchzte. Und auf einmal sagte Papa ein so häßliches Wort, daß Margit zusammenzuckte, als hätte man sie geschlagen. Wie war das nur möglich? Sie hatte Gott doch versprochen, nie mehr mit Annie zu spielen, und ihn gebeten, dafür die Eltern gut zu machen. Konnte er es dafür nicht tun? Was konnte sie ihm denn noch versprechen? In ihrer Angst suchte sie wieder Hilfe bei den Geschichten der lahmen Julie. Wo sollte sie das Richtige finden, wenn nicht bei den Heiligen? Die Namen hatte sie alle wieder vergessen, aber die Geschehnisse kannte sie ganz genau. Aber eine dieser Erzählungen nach der andern ging sie durch, ohne etwas zu finden, was ihr zeigte, was sie tun sollte. Bis sie sich ganz betäubt vor Schmerz an den alten Mann erinnerte, von dem Gott verlangt hatte, er solle ihm sein einziges Kind darbringen. Wenn der das willig hatte tun wollen und nicht einmal um etwas anderes dafür gebeten hätte, dann mußte sie es auch tun. Denn das sah sie deutlich, von selbst wollte der liebe Gott die Eltern nicht wieder gut machen.

Und bitterlich weinend stand sie aus ihrem Bette auf und ging mit nackten Füßen in die Ecke, wo ihre geliebte Puppe saß. Sie drückte sie leidenschaftlich an sich und flüsterte ihr leise armselig einige Liebesworte zu, weil sie die andere gehört hatte: „Du darfst nicht böse sein, ich muß es ja für Papa und Mama tun.“ „Du weißt ja, ich liebe dich furchtbar lieb.“ „Ich werde dich nie vergessen, nie, nie — und es wird dir auch nicht sehr weh tun.“ Und dann die Puppe in ihren Armen sanft wiegend, dachte sie nach, wie sie es eigentlich tun sollte. Zündhölzchen zum Verbrennen hatte sie nicht. Zerbrechen würde einen solchen Karm machen, daß alle es hören und hereinkommen würden. Und dann würden sie fragen, was ihr denn einfiel, die teure Puppe zu zerbrechen und sie konnte es doch nicht sagen, warum. Da mußte sie sich ja in den Tod wagen, und es war ja auch etwas, was nur Gott und sie allein wissen durfte. Dann fiel ihr ein, sie würde ihr zum Fenster hinauswerfen, das war wohl das Beste. Der Schnee mußte jetzt ganz hoch liegen, und da würde es nicht so weh tun. Tastend fand sie einen Stuhl und zog ihn leise ans Fenster. Auf dem Sessel stehend, hielt sie mit der einen Hand die Puppe fest an sich gedrückt, mit der anderen öffnete sie behutsam das Fenster, zog mühsam das Rouleau hoch und öffnete den äußeren Flügel. Eine kalte Luft schlug ihr entgegen und drang durch das dünne Hemdchen. Lautlos friedlich und dicht fielen die Schneeflocken noch immer herab, die weiße Decke, die auf der Erde und auf allen Vorsprüngen lag, milderte das unheimliche Dunkel zu einem ungewissen Zwielicht. Die weiße Gestalt am Fenster wartete und sah nichts von. Lebend vor Kälte stand sie auf dem Stuhle, während der Luftzug ihr Hemdchen ins Zimmer zurückziehen wollte.

Heimlich hatte sie gehofft, der liebe Gott würde ihr etwas senden, um ihr Kind zu erhalten, wie er es einmal dem alten Mann gesandt hatte. Aber es kam nichts, und mit einem harten, stoßweisen Schluchzen, das aus der Kehle drang, warf sie ihr Kind endlich hinab. Weiternd horchte sie hinunter, aber sie hörte keinen Ton. Es war wohl weich gefallen. Dann kletterte sie langsam totmüde vom Sessel herab. An die Möglichkeit, daß es nicht alles gut geworden sei, dachte sie gar nicht, aber konnte sich auch nicht freuen. In halber Bewußtlosigkeit, die ihre Glieder lähmte und ihre Einbildungskraft verwirrend in die Irre führte, schlich sie frostbeidend zu dem Bettchen zurück.

Aber in dem Augenblick, da ihr Köpfchen sich schon halb im Schlaf zur Seite neigte, wurde sie durch einen durchdringenden Schrei Mamas wieder geweckt. Mühsam riß sie die Augen auf. Das hatte sie doch nur geträumt, das konnte doch nicht wahr sein. Hatte sie nicht dem lieben Gott alles, alles gegeben, was sie hatte? Was konnte sie ihm denn noch geben? Aber vielleicht war das nicht das Rechte gewesen. Was konnte aber das Rechte sein? Wer hatte noch mehr gegeben, als der alte Mann? Ja, da war einer, unser Herr Jesu Christ. Der hatte um der anderen willen sein eigenes Leben hingegeben. Aber das konnte der liebe Gott doch nicht haben wollen, daß sie starb, um ihre Eltern zu erlösen? Sie wurde ganz dumm vor Angst bei dem Gedanken. Doch die leidenschaftlichen, wilden Stimmen nebenan rissen an ihr. Sie bebte und zitterte, aber Schritt für Schritt kam sie dem Stuhle am Fenster näher. Es war, als wäre der Gedanke nicht mehr in ihr, sondern irgend etwas Ullmächtiges außer ihr, das sie zum Fenster zerrte. Sie wollte schreien vor Schreck, vor tödlicher Furcht, aber sie wimmerte nur kleine, klägliche Jammerlaute, die die beiden Menschen drin nicht hörten, und hob ihnen zwei schwache Arme entgegen, die sie nicht sahen. Da drin tobte noch immer der rasende Haß und wühlte sich gegenseitig giftige Wunden ins Gemüt. Halb besinnungslos stand sie wieder auf dem Stuhl. Noch lauschte sie zurück. Dann stand ein Fuß auf dem kalten, nassen Schnee, der den Fenstersims bedeckte.

Sie schrad zusammen, aber das vermehrte nur den Todessehner und brachte sie nicht mehr zur Besinnung in die Wirklichkeit zurück. Der zweite nackte, kleine Fuß folgte. Und während nebenan die zwei Menschen in zügelloser, blinder Wut aufeinander eindrangten, sauste hier ein kleiner weißer Körper verlassen und willenlos in die Tiefe hinab.



Berlin — Genf.

Ein Erlebnis von Fritz Müller.

Ich traf ihn auf der Eisenbahn zwischen Bern und Genf. Es war der typische flüchtige, vielleicht etwas draufgängerische Berliner Geschäftsreisende, redselig, unverfälscht, nun ja, wir kennen ihn ja alle vom Frieden her. Im Frieden wäre er mir nicht weiter aufgefallen. Aber jetzt im Krieg?

„Sie dürfen auch nicht fürs Vaterland kämpfen?“ fragte ich ihn. Das „auch“ aalt mir.

„Natürlich kämpfe ich,“ sagte er, „ich kämpfe für Deutschland mit.“ Er nannte die Artikel seines Berliner Hauses.

„Und finden Sie Absatz in — in der deutschen Schweiz?“

„Ne, weil ich da gar nicht hingehöre. Dahin lasse ich die andre deutsche Konkurrenz gehen. Die soll sich dort alleine drängeln.“

„Und Sie?“

„Ich gehe nach Genf.“

„Wie, nach Genf mit deutschen Waren? Jetzt?“

„Nu eben, hab ich mir gesagt. Da findte das Feld frei, hab ich mir gesagt. Da kannte den andern deutschen Reisefrisen mal wieder zeigen, daß die Wege noch lange nicht die schlechtesten sind, wo sie nichts als Warnungstafeln aufgerichtet haben, verstanden?“

„Wenn Sie sich da nur nicht täuschen, Landsmann! Gehen Sie das erste Mal nach Genf?“

„Nein, ich war vor dem Krieg regelmäßig dort, habe alte Kunden, wissen Sie.“

„Mit welchen Gefühlen gegen alles Deutsche aber diese alten Kunden seit Jahr und Tag von ihren Zeitungen gefüttert werden, das wissen Sie doch auch?“

„Na, und ob, aber wissens, ich bin 'n alter deutscher Reisefrise und bin noch immer mit einem Wahlpruch durchgekommen.“

„Und der heißt?“

„Schwierigkeiten sind dazu da, damit sie überwunden werden.“ —

Wie's der Zufall will, drei Tage drauf sehe ich ihn auf der Rückfahrt, als ich ins Abteil steigen will. Wilschnell fällt mir ein: er wird sicher schlechte Geschäfte gemacht haben

und verlegen sein, wenn er dich sieht. Also wieder herunter vom Trittbrett und in ein anderes Abteil.

„Geda, Landsmann,“ schreit er, „kennen Sie mich nicht mehr — nur mal rin, wir fahren doch 'n Stück zusammen?“

Ich sitze ihm gegenüber. Vorsichtig vermeide ich die Frage, die mir doch die ganze Zeit im Kopfe stehen wird. Aber da spricht er sie selber aus.

„Na, wie ich in Genf abgeschlossen habe, möchten Sie wissen, nicht?“

Ich nicke. Im Nacken aber kommt mir der Gedanke: er wird mich doch nicht mit billigem „Reisendenausschnitt“ bedienen wollen. Sonderbar, als ob er es erraten hätte, fängt er lachend an:

„Wissen Sie, ich könnte Ihnen ja 'ne Portion Savas vorsetzen, wie sie sogar hierzulande für kalten Aufschnitt sagen. Ich könnte Ihnen sagen, das Doppelte habe ich gemacht wie vor dem Kriege. Aber erstens würden Sie's nicht glauben, und zweitens, im Kriege belüßt man einen Landsmann nicht, um keinen Preis. Gar, wenn er nicht von der Konkurrenz ist, wissen Sie.“

„Sind Sie dessen auch ganz sicher?“ sage ich lächelnd.

„Lieber Herr,“ sagt er fast mitteilend, „die Konkurrenz wäre ich in den Fingerspitzen. Ich will es Ihnen also sagen, wie's in Genf war: Dreiviertel meines Umsatzes vor dem Kriege habe ich gemacht.“

„Aber das ist ja ganz unglaublich!“ fuhr es mir heraus.

„Unglaublich? Sehen Sie, ganz genau dasselbe haben auch meine alten Genfer Kunden gesagt, als sie mich unter der Türe sahen. Incroyable, sagten sie, sei es, daß ich es als deutscher Kindermörder, Kinderhändeabschneider und so weiter wage, mit meinen Mustertoffen vorzukommen.“

„Zunächst erlaube ich mir zu bemerken,“ sagte ich, „daß ich in dem Artikel abgeschnittene Kinderhände niemals gereift habe.“

„Schon gut,“ sagte mir der Kunde, „aber Ihre Landsleute haben —“

„Was meine Landsleute haben und was sie nicht haben,“ sage ich, „das muß ich eigentlich ein wenig besser wissen, und ich halte Sie für viel zu geschickt, als daß Sie im Grunde an solchen gemischten Salat glauben.“

„Aber die Zeitungen —“ sagt er, jetzt schon in der Defensive.

„Ihre Zeitungen,“ falle ich ihm ins Wort, „haben Ihnen auch mitgeteilt, daß wir alle ausgehungert sind — sehen Sie einmal meine knapp zwei Zentner an — daß unsere ganze Volkswirtschaft zusammengebrochen sei und daß wir nichts mehr zu beikeln, geschweige denn zu verkaufen hätten.“

„Allerdings.“

„Nun, ich offeriere Ihnen also meine alten Artikel, die wir noch immer zu verkaufen haben, und mit denen Sie immer so zufrieden waren.“

„Geben Sie sich keine Mühe,“ sagt er, „ich habe — ich werde meinen Bedarf in Frankreich decken.“

„Billiger und besser, nicht wahr?“ sage ich freundlich.

„Nun, Sie werden auch teurer geworden sein in diesen Zeiten.“

„Billiger, meinen Sie wohl — darf ich Ihnen einmal zeigen — ganz unverbindlich natürlich,“ sage ich und klappe lachte meine Koffer auf, „wenn Sie ein Stück mit schlechterer Qualität finden als vor dem Kriege, dann — dann gebe ich Ihnen meiner Treu die abgeschmackten, nein, die abgehackten Kinderhände zu.“ Aber da ist er schon mitten mang im Wühlen, wissen Sie.

„Und Sie könnten also wirklich dieselben Artikel um fünf bis zehn Prozent billiger geben,“ sagt er, „aber wie können Sie das machen?“

„Das mache nicht ich,“ sage ich, „das macht zunächst ihr selbst und eure Freunde.“

„Wir?“

„Nun freilich,“ sage ich, „durch eure Geschichten von dem wirtschaftlichen deutschen Zusammenbruch drückt ihr den deutschen Markkurs, das heißt, ich kann Ihre Franken, die Sie mir für meine Waren zahlen werden, gegenwärtig in Deutschland um so und so viel Prozent teurer verkaufen als vor dem Kriege. Das gebe ich Ihnen als Extrakriegsrabatt, sind Sie zufrieden?“ Der Mann war starr, sage ich Ihnen, einfach blass. Er hat sich umgeschaut, ob niemand zuhörte, hat mich in sein Allerheiligstes hineingezogen und hat seinen Bedarf bei mir gedeckt. Der war im Kriege auch geringer, sonst hätte ich meinen alten Umsatz gemacht, verstehen Sie?“

„Ja, ich verstehe,“ sagte ich mit aufrichtigem Respekt, „aber was ich nicht verstehen kann: Hat der Mann denn gar keine Angst vor den andern Genfern gehabt?“

„Na und ob. Als ich fortging, hat er noch unter der Türe laut erklärt — so laut, daß es jeder seiner anwesenden Kunden hören mußte —, daß er unter keinen Umständen Waren aus Deutschland kaufe, unter keinen Umständen, verstehen Sie!“

Ich blinzelte verärgert.

„Sehen Sie,“ sagte der Unerfütterliche, „sehen Sie, gerade so hat er mir noch zuletzt nachgeblinzelt.“



Bücher der Kultur und Kunst.

Von Dr. Hans Bethge.

Die Bücher des Wieners Peter Altenberg sind zweifellos Bücher, die von Kultur und Kunst erfüllt sind. Hier ist die etwas feminine Kultur und literarische Kunst Wiens, dargeboten auf eine überlegene, lächelnde Art von einem geistvollen, unruhigen Menschen. Die Bücher Peter Altenbergs gleichen sich außerordentlich, auch sein neuestes: *Fechlung* (Verlag S. Fischer in Berlin) ist nach Form und Inhalt von den früheren kaum unterschieden. Die Form dieser Bücher ist kategorielos, man weiß nicht, ob man sie unter Lyrik oder Novelle oder gar Philosophie stellen soll, und das ist gerade das Typische an ihnen. Altenberg hat sich die Form für seine kleinen Dichtungen selbst zurechtgemacht. Er schreibt immer nur ganz kleine Sätzchen, Skizzen, Umrisse, und diese Skizzen sind erfüllt von einem seelischen Vibrieren, von einem seelischen Duft. Es sind Novellen oder meinetwegen auch Romane im Keim und lyrische Gedichte im Keim und Dramen im Keim und philosophische Abhandlungen im Keim. Für Altenberg ist alles bedeutsam, oder besser: er versteht, allen Erscheinungen des Lebens eine bedeutsame Seite abzugewinnen. Er sieht das Große im Kleinen, er erkennt mit dem Auge eines Dichters die ewigen Zusammenhänge, er sieht nicht nur die Dinge, sondern er weiß hinter die Dinge zu sehen, er ist einer von den Glücklichen, die zugleich im Leben und über dem Leben stehen, und er begreift das Leben lächelnd, — mit einer zärtlichen, einer lyrischen Ironie. Und er liebt das Leben, vielleicht besser noch: er ist in das Leben verliebt, in dieses vielfältige, nuancenreiche, immer neue Leben, dessen Reichtum so groß ist, — man muß nur hinzuhören und hinzusehen wissen. Und Peter Altenberg versteht es, hinzuhören und hinzusehen, — er ist besonders ein vortrefflicher Erläuterer, zumal „seelischer“ Geräusche, und er weiß das Erläuterte auf eine lyrisch beschwingte Art und außerordentlich präzise wiederzugeben.

Dieser Wiener, der aus dem Alltag eine so holde Poesie zu schöpfen weiß, besitzt die Kunst des abgekürzten Stiles, die Kunst, zwischen den Zeilen lesen zu lassen, und läßt aus ein paar Worten eine Welt erblühen. Er ist durchwegs Impressionist. Er läßt an die japanischen Zeichner und Holzschnitzer denken, die auch mit so ein paar impressionistischen Strichen einen Blütenzweig hinzuwerfen wissen, der in Wirklichkeit viel mehr ist als ein Blütenzweig, nämlich der ganze Frühling mit seiner Sehnsucht, seinen Ahnen, seinem Duft und seiner Süße. — Altenberg hat die Kunst der Andeutungen, der verwehten Lieder, der halben Worte, des eingefangenen flüchtigen Duftes, des Duftes der Dinge und der „Seele“. Etwas Zärtliches und Liebevollstes ist in seiner Art zu sprechen. Er versteht den Schleier vom Alltag zu heben, man blickt auf ein Moment in die Wurzel einer Empfindung oder einer Gedankens oder — wenn er besonders glücklich ist — in die Wurzel des Daseins überhaupt, und der Schleier wieder herab, und der Alltag ist wieder da.

Aber seine schönsten Bücher waren doch seine ersten, die späteren, und auch das jetzt erschienene, zeigen gewisse Ermüdung der poetischen Kraft, die barocksten Elemente beginnen zu überwuchern, und die alte Sicherheit in der Enthüllung seelischer Zusammenhänge häufig zu vermissen. Manches hätte gestrichen werden

können. Freilich, das Beste in dem Buch hat noch immer etwas Ergreifendes und Beschwingtes, wofür wir dem Dichter danken wollen.

Herbert Eulenberg hat vor Jahren ein Buch „Schattenbilder“ herausgegeben, in dem er allerlei Künstlerprofile von sehr persönlich empfundenem und zum Teil recht eigenartigem Schnitt dargeboten hat. Er hat den „Schattenbildern“, die ein vielgelesenes Buch wurden, dann „Neue Bilder“ folgen lassen und jetzt bietet er uns als Schlussband der Reihe die „Echten Bilder“ dar (Verlag von Bruno Cassirer in Berlin). Eulenberg hat eine amüsante Art, uns mit seinen Helden vertraut zu machen. Er führt sie uns am liebsten in Episoden aus ihrem Dasein vor und läßt daraus ihre Charakteristik resultieren. So malt er etwa Eliencron, wie er, am Leben schiffbrüchig, in einer Spelunke zu New-York sitzt, und in seinen blauen Jägeraugen ist die schmerzlichste und heftigste Sehnsucht nach den Knids und Wiesen seiner holsteinischen Heimat. So zeichnet er den jungen Revolutionär und Dichter Georg Büchner, wie er des Nachts auf seiner Flucht nach Frankreich in einem Wirthaus nahe der Grenze einkehrt, und in die Zeichnung mischen sich die lieblich-ironischen Pastelltöne von Büchners entzündender Dichtung „Leonce und Lena“, die wir vor ein paar Jahren im Fessingtheater zu Berlin an uns vorübergleiten sahen. Das Bild Tizians malt er in Terzinen, er sieht ihn als Geist über das blaue Meer bei Venedig schreiten. Er gibt ein paar novellistisch gefärbte Ausschnitte aus dem reichbewegten, verwöhnten Dasein Alfred de Mussets, über Torquato Tasso hat er eine Reihe funterbunter Kapitel, teils in Vers, teils in Prosa geschrieben, und Rubens wird in fünfundzwanzig kleinen, abgerundeten Anekdoten charakterisiert. Die Aufsätze haben nicht mehr die innere Geschlossenheit, durch die sich Eulenberg's frühere Arbeiten auszeichneten. Etwas Romantisch-Zerrissenes hat sich immer mehr in ihnen breit gemacht, eine gewisse Formlosigkeit ist zu konstatieren. Die Aufsätze sind auch langatmiger geraten als die früheren und zeigen nicht mehr die gleiche Prägnanz der Charakteristik. Es wird in diesen neueren Arbeiten reichlich mehr geplaudert als charakterisiert, — und Eulenberg versteht sehr hübsch zu plaudern, das ist wahr, aber die Schlaglichter fallen nicht mehr so überzeugend wie früher, die Umrisse sind nicht mehr so lebhaft und so klar. Eulenberg ist ein bißchen zu redselig geworden. Es wäre besser gewesen, wenn er im Laufe der Jahre nicht so viele Kapitel über Künstler niedergeschrieben hätte, sondern weniger und diese mehr verdichtet. Am Schluß seines neuen Buches gibt er ein behagliches, sehr unkompliziertes Porträt von sich selbst, in bunten, launigen, flott hingeplauderten, humoristisch gefärbten Versen, ein bißchen ironisch, ein bißchen burschikos und ein bißchen sentimental: und im Grunde wieder ein bißchen zu wortreich. Die einzelnen Bilder des Buches sind ungleich an Wert, wie sie ungleich in der Form sind (auch ein Dramolett, auch ein Dialog ist darunter). Diese Bilder vermeiden die Oberfläche, aber sie dringen auch nicht allzu tief, — sie sind lebenswürdig und im allgemeinen kurzweilig, aber man wünschte doch, daß Eulenberg sein Versprechen hielt und es nun der Künstlerbilder genug sein ließe, denn man fühlt, daß sich seine Hand auf diesem Gebiete „ausgeschrieben“ hat.

Bernhard Kellermann war einige Monate an der westlichen Front in Frankreich, er hat seine dort verfaßten Kriegsberichte gesammelt und gibt sie jetzt unter dem Titel „Der Krieg im Westen“ bei S. Fischer in Berlin heraus. Daß Kellermann ein guter Beobachter ist, hat er schon vor Jahren in seinem Buche „Ein Spaziergang durch Japan“ bewiesen, das sich durch große Frische und Anschaulichkeit auszeichnete. Auch das neue Buch zeichnet sich durch Klarheit der Beobachtung aus und durch die Fähigkeit, das Gesehene eindrucksvoll zu übermitteln. Man fühlt, daß dem Autor diese Monate an der Front mit all ihrer Tragik, all ihrem Schmerz, all ihrem Heldentum zu einem tiefen menschlichen Erlebnis geworden sind. Seine Sprache ist klar und bilderreich, sie bringt prägnant das Wesentliche zum Ausdruck, alles ist aus deutlichster Anschauung erwachsen. Etwas Impressionistisches ist in seiner Art zu schildern, die Eindrücke werden so knapp und

unmittelbar wie möglich wiedergegeben. Er ist niemals sentimental, und das ist erquicklich. Hin und wieder kommt etwas Burschikoses in seine Ausdrucksweise, das ihm nicht übel zu Gesichte steht. Es ist etwas Hurtiges, etwas Bewegtes, etwas Exaktes in Kellermanns Darstellung. Dieser Autor ist ein Augenmensch, alles geht durch den Blick in ihn hinein, und alles, was er darstellt, sind farbige Bilder, er ist nicht reflektierend oder philosophierend angelegt, und das seelische Problem des Krieges wird nirgends erörtert oder auch nur gestreift. Sehr überzeugend hat er die furchtbaren Kämpfe in dem undurchdringlichen Argonnenwald, diesem Urwald, diesem Räuberwald, zu schildern verstanden. Und besonders plastisch sind ihm die Abschnitte gelungen, in denen er von dem Minenkrieg, dem entsetzlichen Krieg unter der Erde, dem heldenhaften, nervenerregenden Krieg der Pioniere spricht, — hier redet der technisch interessierte Autor des populär gewordenen Romans „Der Tunnel“, und es stehen ihm alle Mittel einer überzeugungsvollen Darstellung zu Gebote. Glücklicherweise ist dann ein Abschnitt, in dem er das Schlachtfeld um die Forettohöhe von einem Fesselballon aus schildert. Den Fesselballon selbst, diese graue Bestie, die, ehe sie hochgeht, wie ein vorzeitliches Ungeheuer auf dem Boden herumschwankt und von den Lustschiffen, die wie eine Traube an ihr hängen, kaum gehalten werden kann, — den Fesselballon hat er in seinen Bewegungen gut und treffend charakterisiert, — das weiß man zu beurteilen, wenn man selber als Lustschiffer an solchem Ungeheuer gehangen hat. Kellermann sagt: „Wo Schneid und Intelligenz zusammengehen wie bei der Lustschifferabteilung, wird der Ballon zu einer furchtbaren Waffe.“ Die Lustschiffer danken bestens, Herr Kellermann.



Letzter Wille.

Von Hans Heinrich Ehrler.

Die Mutter eines kürzlich geborenen Kriegskindes bekam aus der Champagne ein Schreiben ihres Mannes. Das solle sie, wenn er nicht mehr heimkomme, aufheben und später dem Dreizehnjährigen als die letzten Worte des Vaters mitteilen. Das Schreiben lautete:

Lieber Sohn!

Du bist ins Leben getreten, während ich vielleicht vor dem Tod stehe. Ich sehe Dich nicht und bin von Sorge ergriffen, Dich nie zu sehen. Darum bleibt dieser Gruß zurück, den Du, zum Jüngling werdend, lesen wirst.

Zwischen schweren Schlachten, mit noch vom Kampf zitternder Hand, ist er niedergeschrieben und will die Inschrift Deiner Zukunft sein.

Ich bin nur gemeiner Soldat, einer unter Millionen, ohne Auszeichnung und Rang, aber Du darfst doch wissen, daß Dein Vater unter den Würdigen war, die in hoher Not die Heimat verteidigen durften.

Landsturmänner heißt man uns; die wurden früher von den Glocken der Türme zusammengerufen. Und rief die Glocke unseres Herzens, wir sind nicht geringeren Muts als unsere Vorläufer aus den alten Befreiungskriegen.

Ich weiß, sobald die Mutter Dich das Wort „Vater“ lehren wird, wirst Du zugleich das Wort „Vaterland“ hören; vielleicht sagt sie schon, ich sei in dieses eingegangen.

Folge mir nach, dem Toten, Du Lebendiger! Ich starb für das Vaterland, liebe Du es, dann liebst Du eingeschlossen mich. Küßt Dich freudig seine Luft, so spürst Du meinen Atem.

Ich könnte Dir nicht mehr geben, wenn ich bei Dir bliebe, Glück und Reichtümer um Dich her schaffend.

Sag, bist Du nicht zu einer geheimnisvollen Erbschaft auserwählt und stehst Du nicht irgendwie geweiht, wenn Du einmal sagst: „Mein Vater starb im großen Krieg?“

Du hast mehr des Glanzes und Geistes von mir um Dich fließen, als wenn meine Augen Dich anschauten und mein Mund Dich anredete.

Das wird Euer Preis sein, Ihr Waisen dieses Krieges, daß die väterlichen Kräfte aus dem Unsichtbaren und Ungreifbaren in Euch wirken, daß Ihr aus dem Reich der Sinnbilder, die wir dann geworden sind, in Eure Erdenwege geht.

Darum seid Inwendige im neuen Deutschland! Es wird Euch brauchen, auch wenn seine Kräfte sich nach außen falten müssen. Bleibt warme Kerne, daß die Schale nicht verhärte und nicht verkühe in der Zeit, welche der Tat und dem Zugreifen gehört.

Ich will Dir etwas bekennen. Ehe der Krieg war, schlich unter uns die Gefahr, das Kostbare möchte schwinden und das Göttliche zöge sich von unserem geschäftig werdenden Volk zurück. Wer das sah, der hatte Unlust, Unrast und Zweifel; auch ich bin daran trüb geworden, und ohne das von Deiner Mutter kommende Licht wäre ich wohl verdorben.

Als indes der Weltbrand um uns entstand, wurde plötzlich auch alles in uns entzündet. Vielleicht ist es ein gerechter Ausgleich um jenes meines Mangels willen, wenn ich mit vielen in dem hohen Schein verbrenne, der bald gestillt vom deutschen Himmel leuchtet.

Die Mutter schreibt, Du gleichst mir. Darum wisse dies!

Ihr Glücklichen, Verjüngten, welch ein Geschenk fällt Eurem Geschlecht in den Schoß! Keine Zeit überlieferte je solches Erbe.

Vielleicht haben wir Euch auch den Frieden gegeben, der dauert. Wenn gleich der Haß, wie noch nie umflacht, zwischen den Völkern steht, wagen wir darunter doch schon zu entdecken, es wachse eine höhere Ordnung der Gefühle, die unter den Feinden den Menschen und das Brudersantlitz der Schöpfung erkennt.

Wir haben uns gewehrt, und wenn wir dem deutschen Vaterland wieder die sichere Mitte erkämpft haben als dem Herzen Europas, dann wird die Welt sehen, daß dessen Schlag unter dem Erz mild und hilfsbereit geblieben ist.

Das sollt Ihr zeigen. Darum braucht Euch die Rüstung nicht zu lockern und das Schwert nicht zu rosten.

Laß Dir auch noch von Deiner Mutter sagen. Ich denke erschüttert an die Monate zurück, da ich in der Fremde wußte, sie trage daheim ein Pfand meines Lebens unter dem Herzen, nähere lange Tage und Nächte durch mit immer geängstigtem Blut die Hoffnung ihres Schoßes. Und jetzt bist Du da, bei ihr, in ihren Armen, unter ihren Augen, an ihrem Mund, wenn ich noch weiter fort gehen muß. Als mein Ebenbild und Stellvertreter bist Du ihr nahe. Wenn sie trauert, kannst Du ihr sagen: „Sieh mich an, Mutter!“

Weil ich das weiß, erwarte ich ruhiger mein Schicksal. Denn nimmt mich der Tod, so geht er doch an mir vorüber.

Diese Schrift wird verblaßt, die Blätter gelb sein, wenn Du sie in der Hand hältst, aber Du bist Gegenwart, auch meine frische, ungestörte Gegenwart.

Dein

Vater.

Der Brief war noch nicht im Besitz der Mutter, als der Mann, der ihn geschrieben hatte, bei einem Gegenangriff auf die Franzosen von einer Kugel getötet wurde.



Halb um die Welt zur Kriegszeit.

Von Emil Engelhardt.

(3. Fortsetzung.)

13. Januar 1915. Da man, wie uns die drahtlose Schiffszeitung am Samstag morgen gemeldet hatte, den Platz der Weltausstellung an diesem Tage für den öffentlichen Besuch geschlossen hatte, reisten wir schon heute

weiter. Freilich um 1/26 Uhr aufstehen — und dann in den denkbar unfreundlichsten, naßkalten Wintermorgen hinaus, das war für uns aus dem Sonnenlande Hawaii Kommende etwas starker Gegensatz. In überfüllter Straßenbahn, wieder einmal unter Arbeitern, die ihren Fabriken zuströmten, stehend, — was wir lange entbehrt hatten, bei der Rassen- und damit Klassenscheidung in Hawaii, — fuhren wir über die Hügel San Franziskos zu dem weit außen gelegenen Bahnhofe. Die Eukalyptus- und Coniferen-Allee, die unseren Bahndamm lange begleitete, ergab mit den Höhenzügen in Vorfrühlingsstimmung und den Gruppen sonnengewohnter Palmen einen ganz eigenartig getönten Übergang von unserem paradiesisch-tropischen Hawaii in die „deutsche“ Landschaft. Reich angebaute und dicht besiedelte Täler zweigen vom berühmten obstreichen Santa Clara Vallee ab, dem unsere Bahn folgt. Die Schluchten werden tiefer und wilder, die Berge höher und ausgeprägter; unabsehbare Obstplantagen erstrecken sich bis ans Gehänge der Berge hin. Farmer und Obstplanzer steigen ein — erster Klasse — D-Zug! Das sagt viel!

14. Januar 1915. Bei herrlichem Frühlingswetter trägt uns der Zug durch das reichbebaute Tal südwärts und bergan. Gegen 3 Uhr gewinnen wir die Höhe und treten durch lange Tunnels in das nach Süden ziehende Hochgebirgstal. In engen Windungen schmiegt der lange Zug sich bergab, wo frühlingsfrisches Grün die Matten deckt und weit draußen der Ozean blinkt wie Silber, weil die Nachmittagssonne ihre Lichtfluten drüber ausgießt. Das breite Tal ist auf allen Seiten von hohen Bergmauern umschlossen, denen einzelne, ganz vulkanisch aussehende Kegel vorgelagert sind. Den Hohentwiel haben wir hier wiedergefunden. Die warme Luft und leuchtenden Farben in dieser malerischen Landschaft lassen uns verstehen, daß der Californier von seinem Lande schwärmt und besonders das südliche Californien wegen seiner paradiesischen Schönheiten preist.

Wir fahren stundenlang dicht am Strande hin, der besonders bei Surf wildromantisch ist in der Zerrissenheit der Klippen und dem Schäumen der Brandung.

Als wir in Santa Barbara einfuhren, wo wir die Nacht bleiben wollten, hatten wir noch ein reizendes kleines Erlebnis. Ein 13jähriges Mädchen hatte den ganzen Tag mit unserem Jungen gespielt und als sie von ihm und uns deutsch reden hörte, mit Stolz erklärt: „Meine Großeltern sind auch deutsch!“ Ein paar deutsche Worte suchte sie auch noch mühsam hervor und lernte eifrig ein Duzen neue. Beim Abschied fragte das hübsche, treuerzige Kind, ob wir wirklich nach Deutschland gingen? Als ich es bejahte, war sie ganz entsetzt: „Da werden Sie ja alle totgeschossen: Es ist doch Krieg!“ Als ich ihr mit Mühe diese Vorstellung berichtigte, war sie doch noch nicht beruhigt: „Aber die Zeitungen sagen doch immer, die Deutschen ziehen sich zurück und bald wird der Krieg überall auf deutschem Boden sein. Und dann wird es doch auch für den kleinen Treumund gefährlich!“ Als ich darüber lachte, fragte sie bang und hastig: „Aber Deutschland wird doch sicher den Krieg gewinnen?“ Ich bin für Deutschland! Germany over all!“ Meine beruhigenden Worte beglückten das frische Kind so sehr, daß es den in englisch erteilten Tadel der Mutter, das nicht so laut zu sagen, gar nicht so sehr tragisch nahm, dem Jungen einen Abschiedskuß gab und uns mit herzlichem „Good luck!“ die Hand drückte. — Hier ist auch ein Saatkorn vom „Größeren Deutschland“ auf den guten Ackerboden gefallen, wenn solch ein lebhaftes Kindergemüt unter solchen Eindrücken heranreift!

Eine scharf umrissene lachende Scheibe, sank die Sonne ins Meer und zauberte im Untergehen noch einmal die leuchtenden Farben über den Himmel, die niemand vergessen kann, der einmal den Jubel dieser Farbenfeste in sich getrunken hat.

19. Januar. Der von Los Angeles Kommende Zug nimmt uns mit. Wir feiern meiner Schwester Geburtstag im Speisewagen beim Frühstück; das Oberhaupt der

Stewards sieht „furchtbar“ deutsch aus — und entpuppt sich als echtes Berliner Kind!

Es geht durch Steppe und Wüste; ein paar Indianer-Siedlungen, wenn wir eine Reservation queren; Tafelberge in der Ferne — man ließt sich müde, es gibt nichts Besseres zu tun. — Ein hünenhafter Neger Porter brachte Albuquerque Zeitungen, deren „headlines“ von Siegen der Deutschen melden. Mit zweifelnder Miene frage ich ihn: „Glauben Sie das?“ — Ganz entrüstet im Tone und verbindlich lächelnd entgegnete er: „Oh, I think, the Germans do pretty well.“ (Ich meine, die Deutschen machen sich recht gut!) Seine Ueberraschung war erheiternd, als ich mich selbst als Deutscher zu erkennen gab! — Wir haben die letzte Nacht eine Höhe von 7000 Fuß überschritten!

21. Januar. Ich kann nicht schlafen in der engen Berth und wanderte zwischen einem Stuhl im Parlor car, der unteren und oberen Berth, hin und her. Wie man da den Sonnenaufgang begrüßt! — Ich denke in fieberhafter Gedankenfolge nur an die Heimat, an die nächste Zeitung, die Nachricht der letzten Tage wird noch einmal und abermal kritisch überdacht, im Geiste auf die Landkarte übertragen: Es ist ein brennendes Fieber, in dem man auf die nächste Zeitung wartet.

Hurra! Man packt seinen Koffer. Chicago ist nahe! Und dann New-York. Dampfer! — Deutschland! — Deutsch — land!!! — Ach, Ihr daheim, Ihr versteht nicht, was das für uns Ausland-Deutsche heißt, die wir uns unsagbar sehnen, auch mit dabei zu sein!

Der Zug verschnauft im Bahnhof Chicago. Wir werden wieder — das ist in der Fahrkarte Los Angeles-New-York eingeschlossen — im rumpelnden Parmel-Omnibus zur Station der Pennsylvania Railroad befördert, mit der wir nachmittags weiterfahren wollen. Es ist bitterkalt in der „windigen Stadt“. Man ist froh, wieder in der wohligh durchwärmten Wartehalle geborgen zu sein, nachdem man alle Geschäfte erledigt hat. Die Zeitungen melden Erfolge des „Russenschrecks“.

Zwei kleine Ausschnitte möchte ich festhalten: Heute Morgen, beim Frühstück im Speisewagen, setzte sich ein vornehm aussehender Herr zu mir an den Tisch und fragte, wie man von New-York nach Europa käme. — Ueber Italien oder Holland, je nachdem. — Er will nach England, aber über Italien, weil es da wärmer sei. Ob da ein Dampfer gehe: Genua-London. Ich wußte das nicht und machte ihn darauf aufmerksam, er als Amerikaner solle Genua-Rotterdam durch Deutschland reisen. — Ja da ist Krieg! — Nein, da ist kein Krieg. — Aber es gehen keine Züge! — Nun war ich starr. — Als ich ihm versicherte, er könne dort bequem reisen, stand er sprachlos. Sein Blick im Fortgehen war voll Angst, dieser kistesranke (ich!) könnte am Ende lebensgefährlich werden! Deutschland — jetzt — Eisenbahnverkehr?! —

Das andere ist eine Lesefrucht: „Sogenannte englische Heuchelei“ ist überall in der Welt wohlbekannt. Wenig habe ich selbst so oft davon gehört, und — es klingt komisch! — mehr als von irgendwelchen Ausländern hörte ich das von Engländern selbst sagen! — Und ich habe englische Heuchler getroffen. In der Tat, sie sind Heuchler. Sie tun im Dunkeln allerlei Gemeinheit (Redneck) und im helllichten Tage gehen sie aus und ein ganz unschuldige und achtbare „gentlemen“. Das erzählt der geborene Japaner Noshio Markino, der als Junge in eine vornehme Familie Englands kam und dort wuchs, in seinem kritischen Buch: „Miss John Bull“, eine Darstellung der englischen Mädchen.

Schon in der Santa Fé-Bahn war uns ein Herr aufgetaucht, anscheinend amerikanischer Offizier, der mit Frau und zwei Kindern reiste und uns auffiel durch das in Amerika nicht sehr häufige, herzliche Verhältnis der Eltern zu den wohlgezogenen Kindern. Im Parmel-Omnibus saßen sie uns gegenüber; man kam ins Gespräch und fand aus, daß wir alle nach Washington gingen, im selben Zuge. Dort trafen wir uns wieder im selben Wagen und Bank an Bank.

Bald sind wir im Gespräch, und er versichert mir mit seiner Ueberzeugung, er liebe kein fremdes Volk so, wie

das deutsche, und rühmt: System! Organisation! Wille zum Staat! — Er fragt mich über politische und wirtschaftliche Verhältnisse in Deutschland; natürlich reden wir auch vom Krieg er bittet mich darum; freilich darf er keine Stellung nehmen, der Präsident hat es „der Neutralität wegen“ verboten! Es ist doch auffallend, wie schlecht sogar diese Offiziere unterrichtet sind! Von den Akten zur belgischen „Neutralität“ hatte er noch gar nichts gehört. Daß erstaunt war er, als ich entschieden und entrüstet in Abrede stellte, daß Bernhardis „Weltpolitik“ uns in der Schule eingetrichtert werde durch Lehrer, die bei Treitschke gelernt hatten: „um jeden Preis und mit allen Mitteln muß Deutschland sich über die Trümmer der anderen Länder zur Weltherrschaft aufschwingen; und Nietzsche hat durch seine Lehre von der „blonden (germanisch-deutschen) Bestie“ den Weg dafür vorbereitet.“ — Das sei die öffentliche Meinung in den Staaten oben und unten.

22. Januar. Als wir durch die wunderbare, an den Thüringer Wald erinnernde Landschaft an den Ufern des Sessuehanah durchfuhren, sprachen wir den ganzen Tag über die Fragen, die uns allen beiden auf der Seele brannten. Der Offizier durfte nicht offen reden, aber das Echo einer starken Liebe zu Deutschland und eines ohnmächtigen Grolles gegen die demokratische Partei, welche Armee und Flotte ohne die nötigen Mittel läßt, — weil die Republikaner dafür sind, daß Amerika gerüstet ist — klang aus allem.

Am hochfeudalen Bahnhof der Regierungshauptstadt Washington trennten wir uns. „Ich sage nicht good bye! sondern: good lud.“ (Nicht Ade, sondern Viel Glück!) In Deutschland auf Wiedersehen — nach dem Krieg und Sieg! So ging der Mann von mir, den ich als prächtigen Menschen in diesen Stunden liebgewonnen hatte.

23. Januar. Ich fuhr zur deutschen Gesandtschaft, die in der Massachusetts-Avenue recht still und einfach daliegt. Fast hätte ich gesagt: ärmlich! Unsere Gesandtschaft sollte nicht in solch einem Backsteinhaufen versteckt sein! Jaja, die Pläne zum Neubau! Man hat doch einmal von solchen etwas gehört. — Etwa eine halbe Stunde saß ich dem Manne gegenüber, der in Amerika für unseren guten Namen und für unser Recht streitet. Das deutsche Volk darf seinen Gesandten, Graf Bernstorff in Washington nicht vergessen, was er leistet! Er versprach liebenswürdigst, dafür sorgen zu wollen, daß Hawati die offiziellen Kriegsnachrichten bekommt. Das Gespräch mit ihm und der trübe Morgen in Washington gehört zu den unvergeßlichen großen Lebenserinnerungen.

Mittag fuhren wir weiter, und da in Philadelphia die Verwandten nicht an der Bahn waren, mit dem nächsten Zuge nach New-York — durch triefenden Regen! Im Park Avenue Hotel freuten wir uns, wieder einmal für ein paar Tage festhaft zu sein!

24. Januar. Wie atemlos still die 5. Avenue am Sonntagmorgen ist! Wir suchten nach einer deutschen Kirche; man will doch nach 2½ Jahren einmal wieder unter einer Kanzel sitzen, nicht nur darauf stehen. Aber wir mußten mit der Brick Church, Methodist Episcopal, zufrieden sein. Auf die wundervolle Musik folgten drei Berichte aus der Arbeit: von zwei Laien und dem Pfarrer erstattet. Wie habe ich doch die Gemeinde um ihre Laienarbeiter beneidet! Wenn man einmal eine deutsche Gemeinde in solch eine Kirche setzen und solche Berichte hören lassen könnte! Möge auch hierin der Krieg seinen Segen bringen. Ich bin gewiß, er wird es tun!

Die Berichte sollten die Geldbeutel öffnen. Amerikanische Kirchen sind private, auf freiwillige Beiträge angewiesene Vereine. Die Brick Church mit drei Pfarrern braucht laut Voranschlag 27 700 Dollar für 1915, das sind 116 350 M.

Den Nachmittag werde ich nie vergessen: Wir waren durch den Brief eines lieben Honolulu-Freundes in eine uns gänzlich unbekannte deutschamerikanische Familie eingeführt worden. Ueber die Brooklyn-Brücke gingen wir zu Fuß, der winterliche Blick war trotz des kalten Windes zauberisch schön. Und in dem Häuschen, das auf Fort

Hamilton und die Hafeneinfahrt schaut, verlebten wir reiche Stunden traulichen Familienlebens, wurden wir begrüßt wie Kinder, die nach langer Fahrt zu den Eltern heimkehrten, empfangen und umhert mit Liebe und Herzlichkeit. Gerade, wer so lange reisend unterwegs ist, ist stark empfänglich für diese warmherzige Freundlichkeit, und wer nach jahrelanger Abwesenheit in die Heimat reist, dem ist so ein Sonntagnachmittag wie eine Verheißung der Heimatfreude, die drüben seiner harret. Wer aber in dieser Kriegszeit für Stunden in deutscher Wärme aufleben durfte, der spürt in sich erneut und jauchzender das Strömen des deutschen Wesens, das die Brüder über alle Welt hin umschleicht.

Ich weiß es, welche herrliche und heilige Zukunft über dem Deutsch-Amerikanertum aufsteigt.

(Fortsetzung folgt.)



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Spruchweisheit.

Wollen, was man kann,
Und können, was man will,
Hält die Freunde fest
Und macht die Feinde still.

Martin Gress.

Laßt uns Deutsche sein und bleiben,
Deutscher Handschlag steht uns wohl!
Was wir denken, reden, schreiben,
Das sei deutschen Herzens voll!

Welm.

Die Franzosen verstehen uns nicht:
Drum, laßt man ihnen deutsch ins Gesicht,
Was ihnen wär' verdrücklich gewesen,
Wenn sie es hätten französisch gelesen.

Aus Goethes Nachlaß.

Doch wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst,
Sei ruhig, bin in Gottes Gut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Wilhelm Daus.

Der Mensch.

Sich selber ein Geheimnis, wallt auf Erden
Ein Fremdling er, geheimnisvollen Pfad,
Umgeben von Gefahren und Beschwerden
Sieht er das Ziel nicht, dem er hoffend naht.
Doch, daß der Saat die Früchte gleichen werden,
Sagt ihm sein Herz nach jeder guten Tat.
Die ew'ge Liebe laßt ihn schon hienieden,
Durch Stürme führt sie ihn zu ew'gem Frieden.

J. G. von Wessenberg.

Bernsprecher-Marien.

Es läutet an. Ich melde mich: „Hallo, wer dort?“ — Antwort: „Bitte, wer ist dort?“ — Ich: „Wollen Sie sich bitte melden!“ — Die Stimme: „Ist dort der Zwiebelfisch?“ — Ich: „Bitte, nennen Sie Ihren Namen — Sie haben doch angerufen.“ Die Stimme: „Ist dort der Zwiebelfisch?“ — Ich: „Nein, — der Orterer!“ — Ich hänge ab. — Nach einer Weile läutet es wieder an und dieselbe Stimme beginnt das gleiche Gespräch von neuem! — Lieber Leser, bist du schon einmal in das Fenster einer fremden Wohnung hineingesprungen und hast du dann vom Wohnungsinhaber verlanat, er solle sich dir vorstellen? Ich meine immer, der Einbrecher hat sich vorzustellen. — Ich scheine mit dieser Moral allein zu stehen in der Welt. („Der Zwiebelfisch“).

Das französische Lachen.

Das war bazumalen eine wüste Zeit: die was richtig sein wollten, mußten in allen Schanden und Sünden das Meistertücht gemacht haben und in französischer Art darüber lachen können, sonst lachte man über sie selbst. Das gemeine Volk, welches nicht französisch konnte, war nur dazu da, das französische Lachen mit seinem Schweiß und seinem Blut zu bezahlen: — es ist ein teurer Ding, das französische Lachen, und ein gelehrter Mann hat nur mal gesagt, wenn es nicht gewesen wäre und noch wäre, so könnte die deutsche Nation Königs sein auf dem ganzen Erdball.

28. Haabe: „Nach dem großen Kriege.“



Luftige Ecke.

„Was ist der Unterschied,“ fragte der Lehrer, „zwischen Vorsicht und Feigheit?“ — Peter, der für einen so jungen Menschen die Dinge sehr aufmerksam beobachtete, antwortete: „Vorsicht ist, wenn man selbst Furcht hat, und Feigheit, wenn der andere Furcht hat.“

Georg kam aus der Schule mit Tränen und einem blauen Auge nach Hause. „Verlaß dich darauf, daß ich Franz Müller das morgen früh heimzahlen werde,“ klagte er seiner Mutter. — „Nein, nein,“ sprach diese, „du mußt Böses mit Gutem vergelten. Ich werde dir ein Stück Kuchen geben, und daß gibst du Franz und sagst: „Mutter sagt, ich muß Böses mit Gutem vergelten und so gebe ich dir das Stück Kuchen.“ — Georg sperrte sich, gab aber schließlich nach. Am nächsten Mittag kam er in noch üblerer Verfassung heim und schluchzte: „Ich gab Franz den Kuchen und erzählte ihm, was du gesagt hättest. Und dann schlug er mir auch das andere Auge blau und sagte, ich soll ihn morgen wieder ein Stück Kuchen mitbringen.“

Ein Herr, der eine sehr tatkräftige Frau hatte, faßte eines Tages einen kleinen Knaben dabei ab, wie er Weintrauben von seinem Spalier stahl. Er machte dem Uebeltäter ernstliche Vorwürfe und schloß: „Weißt du, mein Junge, warum ich dir dies sage? Es gibt jemand, vor dem selbst ich ein elender Wurm bin. Weißt du, wer das ist?“ — „Gewiß,“ antwortete der Knabe ohne Zögern, „Ihre Frau.“

Gustav war bei seiner Tante zum Gänsebraten eingeladen gewesen, und als er heimkam, sprach seine Mutter zu ihm: „Gustav, ich hoffe, du bist ein artiger Junge gewesen, während du bei Tante Luise warst, und hast auch nicht gelogen?“ — „Ich habe nur die eine Lüge erzählt, die du mir gesagt hast,“ entgegnete Gustav. — „Die ich dir gesagt habe? Was in aller Welt meinst du?“ fragte seine erkannte Mutter. — „Als sie mich fragte, ob ich noch ein Stück Gans haben wollte, da habe ich gesagt: „Nein, danke, ich bin satt.“

„So viele Männer heiraten nur um Geld,“ sagte sie. „Du würdest mich nicht um mein Geld heiraten, Karl, wie?“ — „Nein,“ war Karls geistesabwesende Antwort, „ich würde dich nicht um alles Geld in der Welt heiraten.“ — Und er war erstaunt, als sie ausrief: „O, du arktlicher Mensch!“

Ein Herr war von einem angesehenen Mann zum Mittagessen eingeladen worden. An der Tafel erhielt er seinen Platz in der Nähe der Gans. Zu seiner Linken setzte sich die Dame des Hauses. Die Gans erblickend, bemerkte er: „Soll ich so dicht bei der Gans sitzen?“ — Da er fand, daß seine Worte etwas zweideutig klangen, wandte er sich an seine Nachbarin und fügte in seiner gewinnendsten Weise hinzu: „Entschuldigen Sie, ich meinte die gebratene.“

Der Veranstalter eines Lichtbildervortrages sah an einem sehr regnerischen Abend den großen Saal nur zu einem geringen Teile gefüllt. Natürlich lag es nahe, daß er seinen Vortrag abkürzte, und er bemerkte daher, als der seiner Meinung nach passendste Augenblick gekommen war: „Ich fürchte, ich habe Sie schon zu lange aufgehalten.“ — Worauf eine Stimme antwortete: „Nein, fahren Sie nur fort, es regnet immer noch.“